

(Nachdruck verboten.)

61)

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Heß.

Nikolaj erwiderte finster im selben Ton:

„Von allen Seiten kommen Klagen über ungenügendes Schriftenmaterial, und wir können noch immer keine gute Druckerei aufstellen. Dudmilla ist am Ende ihrer Kraft, sie wird krank, wenn wir ihr nicht Hilfe verschaffen . . .“

„Wie ist es denn mit Bjeffowtschikow?“ fragte Sophie.

„Der kann nicht in der Stadt leben . . . er fängt erst in der neuen Druckerei an zu arbeiten . . . und für die fehlt noch ein weiterer Mann . . .“

„Kann ich da nicht helfen?“ fragte die Mutter leise.

„Alle drei blickten sie an und schwiegen einige Sekunden.“

„Ein guter Gedanke!“ rief Sophie lebhaft.

„Nein, das ist zu schwer für Sie!“ meinte Nikolaj trocken. „Sie müßten außerhalb der Stadt leben, die Besuche bei Pawel einstellen und überhaupt . . .“

Nikolaj erwiderte mit einem Seufzer:

„Für Pawel ist das kein großer Verlust . . . und mir zerreißen diese Besuche das Herz! . . . Sprechen darf man über nichts . . . man steht wie dumm seinem Sohn gegenüber . . . die Beamten gucken einem in den Hals und lauern darauf, daß man etwas zu viel sagt . . .“

Die Erlebnisse der letzten Tage hatten sie ermüdet, und als sie jetzt von der Möglichkeit hörte, außerhalb der Stadt, fern von diesen Dramen zu wohnen, griff sie gierig danach.

Aber Nikolaj brach das Gespräch ab:

„Woran denkst Du, Swan?“ wandte er sich an den Doktor.

Dieser erhob den tief über den Tisch gesenkten Kopf und antwortete verdrießlich:

„Wir sind zu wenig, das ist die Sache! Wir müssen energischer arbeiten . . . und Pawel und Andrej unbedingt davon überzeugen daß sie entfliehen; sie sind beide zu wertvoll, um da untätig zu sitzen.“

Nikolaj runzelte die Stirn, schüttelte den Kopf und blickte flüchtig auf die Mutter. Sie merkte, daß es ihm schwer wurde, in ihrer Gegenwart über ihren Sohn zu sprechen, verabschiedete sich und ging in ihr Zimmer, leicht getränkt darüber, daß die Menschen ihren Wunsch so wenig würdigten. Als sie mit offenen Augen im Bett lag, kam während des leisen Geflüsters heftige Unruhe über sie.

Der verfloßene Tag war düster, unverständlich und voll böser Vorzeichen, aber es wurde ihr schwer, an ihn zu denken, sie wehrte die finsternen Eindrücke von sich ab und richtete ihre Gedanken auf Pawel. Sie wünschte ihn frei zu sehen und erschraf gleichzeitig davor; sie fühlte, daß sich ringsum alles zuspitzte, in Erregung geriet, und daß scharfe Zusammenstöße drohten. Die stumme Geduld der Leute war verschwunden, an ihre Stelle war gespannte Erwartung getreten, die Aufregung wuchs merklich, man hörte scharfe Worte, von allen Seiten wehte etwas Neues, Beunruhigendes herüber . . . Jeder Aufruf hatte auf dem Markt, in den Läden unter Angestellten und Handwerkern lebhafteste Erörterungen zur Folge; jede Verhaftung in der Stadt erzeugte Furcht, Ratlosigkeit, bisweilen auch unbewußte Sympathie und rege Dispute über die Ursachen der Verhaftung. Immer häufiger hörte sie unter einfachen Leuten Worte, die sie einst erschreckt hatten: Aufruhr, Sozialisten, Politik. Sie wurden spöttisch ausgesprochen, aber hinter dem Spott versteckte sich ungeschickt Neugierde, Bosheit und Furcht voll Hoffnung und Drohung . . . Langsam bildete sich in weiten Ringen in dem abgestandenen düsteren Leben Erregung, erwachten schläfrige Gedanken, und das gewöhnliche gezwungen ruhige Verhalten gegenüber den Tagesereignissen geriet ins Schwanken. Alles das sah sie klarer als andere, denn sie konnte besser als jene das stets gleiche Antlitz des Alltagslebens, und als sie jetzt in ihm die Falten des Nachdenkens und der Erbitterung, das unklare Verlangen nach Neuem sah, freute sie sich und erschraf gleichzeitig. Sie freute sich, weil sie das für das Werk ihres Sohnes hielt, und fürchtete sich, da sie wußte, daß er, sobald er aus dem

Gefängnis käme, an die gefährlichste Stelle treten würde . . . Und dann würde er zugrunde gehen.

Sie fühlte oft in ihrer Brust große, allen notwendige Gedanken, sie wollte immer häufiger selbst über die Wahrheit reden, konnte sie aber fast nie durch Worte ins Leben rufen; ihre Gedanken drückten ihr schwer und stumm das Herz. Bisweilen wuchs das Bild des Sohnes bis zur Größe der alten Märchenriesen vor ihr auf; er vereinigte in sich alle reblichen, kühnen Worte, die sie gehört, alle Menschen, die ihr gefielen, alles Heldenhafte und Strahlende. Dann empfand sie Nüchternheit und Stolz, liebteste in stillem Entzücken dieses Bild und dachte hoffnungsvoll:

„Alles wird gut . . . alles!“

Ihre Liebe, die Mutterliebe, entbrannte und preßte ihr Herz fast schmerzhaft zusammen; sie beeinträchtigte die Liebe zu den Menschen in ihr, und an Stelle des erhabenen Gefühls regte sich in der grauen Asche der Unruhe schüchtern der kurze, traurige Gedanke:

„Er geht zugrunde . . . kommt um . . .“

Sie versank spät in einen schweren Schlaf und erwachte früh mit Reizen in den Gliedern und Kopfschmerz.

XIII.

Gegen Mittag saß sie im Gefängnisbüro vor Pawel, betrachtete durch den Nebel vor ihren Augen sein häßliches Gesicht und wartete auf eine Gelegenheit, ihm den Brief zu übergeben, den sie fest zwischen den Fingern hielt.

„Ich selbst bin wohl und alle anderen ebenfalls!“ sagte er leise. „Nun, und wie geht's Dir?“

„Ganz gut! Jegor Swanowitsch ist tot!“ sagte sie mechanisch.

„Ja?“ rief Pawel und senkte leise den Kopf.

„Beim Begräbnis hat die Polizei dreingehauen und einen verhaftet!“ fuhr sie treuherzig fort. Der Gehilfe des Gefängnisdirektors schmatzte empört mit den dünnen Lippen, sprang von seinem Stuhl auf und brummte:

„Das — gehört nicht hierher . . . Das ist verboten . . . müssen doch begreifen! Ist verboten, über Politik zu sprechen . . . mein Gott nochmal!“

Die Mutter erhob sich ebenfalls und meinte in ungeschuldigem Ton, als hätte sie ihn nicht verstanden:

„Ich spreche nicht von Politik, sondern von einer Schlägerei! Beschlagen haben sie, das ist wahr . . . haben sogar einem den Kopf zerschlagen . . .“

„Ganz egal! Ich bitte Sie, zu schweigen! Das heißt, über alles zu schweigen, was Sie persönlich nicht angeht . . . Ihre Familie und überhaupt Ihr Haus.“

Er fühlte, daß er mit seiner Rede nicht zurechtkäme, setzte sich an den Tisch, ordnete Papiere und fügte griesgrämig und müde hinzu:

„Ich — trage die Verantwortung, ja . . .“

Die Mutter blickte sich um, schob schnell den Brief in Pawels Hand und seufzte erleichtert.

„Man weiß gar nicht, worüber man reden soll . . .“

Pawel lächelte.

„Ich weiß es auch nicht . . .“

„Dann sind die Besuche ja überflüssig!“ bemerkte der Beamte erregt. „Zu reden haben Sie nichts, aber dabei kommen Sie hier hergelaufen und stören die Leute . . .“

„Findet die Gerichtsverhandlung bald statt?“ fragte die Mutter nach kurzem Schweigen.

„Neulich war der Staatsanwalt da, der sagte, es wäre bald soweit . . .“

Sie wechselten unbedeutende, überflüssige Worte; doch die Mutter sah, wie Pawels Augen ihr milde und freundlich ins Gesicht blickten. Er war gleichmäßig und ruhig wie immer, hatte sich nicht verändert, nur der Bart war stark gewachsen und machte ihn älter, und die Hände waren weißer geworden. Sie wollte ihm etwas Angenehmes erweisen, von Nikolaj sprechen und fuhr nun im selben Ton, in dem sie die unnötigen und uninteressanten Bemerkungen gemacht hatte, fort:

„Ich habe Dein Patent gesehen.“

Pawel blickte ihr unverwandt, stumm fragend in die Augen. Um ihn an das podennarbige Gesicht Bjeffowtschikows zu erinnern, stippte sie mit dem Finger gegen die Wade . . .

„Es geht ihm gut, der Junge ist munter und gesund, bekommt bald eine Stelle . . . Weißt Du noch, er hat stets um schwere Arbeit gebeten?“

Der Sohn verstand sie, nickte und antwortete mit lustigem Lächeln in den Augen:

„Natürlich . . . ich erinnere mich wohl!“

„Nun, siehst Du!“ meinte sie befriedigt und durch seine Freude gerührt.

Beim Abschiede drückte er ihr fest die Hand

„Ich danke Dir, Mama!“

Ein freudiges Gefühl berauschte sie fast, sie fand nicht die Kraft, ihm laut zu antworten und erwiderte mit einem schweigenden Händedruck.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vom Dampfboot Papins zum Turbinendampfer.

Ein Doppeljubiläum der Dampfschiffahrt.

(24. September 1707 und 7. Oktober 1807.)

Von Dr. Kurt Rudolf Kreuzhner (Friedenau-Berlin).

Für unsere an Säkularerinnerungen so reiche Zeit bringt der Herbst dieses Jahres den vielleicht einzig dastehenden Fall, daß für eine der wichtigsten Erfindungen, die den Weltverkehr von Grund aus umgestaltet und die Völker einander näher gebracht haben, ein Hundertjahrstag und ein Zweihundertjahrstag der Erinnerung, die nicht denselben Vorgang, aber doch dieselbe Sache betreffen, im Zeitraum von wenigen Tagen zusammenfallen. Am 24. September sind 200 Jahre seit dem Tage verstrichen, an dem Denis Papin mit dem ersten Dampfboot, das die Welt gesehen, auf der Fulda von Kassel nach Münden fuhr, und nur 13 Tage darauf, am 7. Oktober, jährt sich zum 100sten Male der Tag, an dem Fulton mit seinem berühmten Dampfer „Claremont“ von New York den Hudson hinauf nach Albany die glänzend verkaufene Probefahrt unternahm, die man als die eigentliche Geburtsstunde der modernen Dampfschiffahrt ansehen muß.

Wie bei fast allen großen Erfindungen, ist auch die Lösung des Dampfschiffproblems nicht die glückliche Eingebung eines Augenblickes. Es entspricht dem dramatischen Sinne der Menschennatur, sich den großen, bahnbrechenden Erfinder ungefähr so wie Faust in seinem Studierzimmer vorzustellen. Man denkt sich auch den Ingenieur gerne als Grübler, wie er in tiefer Nacht beim Scheine der Lampe, über Pläne und Zeichnungen gebeugt, weltbewegenden Gedanken nachhängt, wie der Strahl des überirdischen Genius plötzlich sein Hirn erleuchtet, und wie er dann am anderen Tage der erstaunten Mitwelt verkünden kann, daß im kolumbianischen Eierneß wieder einmal ein Rücken ausgebrütet ist.

Die Wirklichkeit sieht ganz anders aus. Die Ziele, denen die Erfinder in heftigem Bemühen zustreben, sind zwar meist klar erkennbar wie ragende Bergespitzen, die man vom Berge aus dem dichten Nebelmeer der Täler auftauchen sieht. Gar mancher, der den Weg zu ihnen wagt, verirrt sich in den Schwaden des Wolkendunkels. Nur langsam werden die verhüllenden Schleier dünner, die großen Meerstrassen beginnen durchzuschimmern und endlich liegt der Weg zum Ziele klar und deutlich vor den erstaunten Augen.

Auch mit der Erfindung des Dampfschiffes ist es nicht anders zugegangen. Der Gedanke, ein Fahrzeug im Wasser durch die Menschenhänden gedrehte Schaufelräder fortzubewegen, ist uralte, und kaum minder alt ist die Idee, ein Schaufelrad durch Dampf in rotierende Bewegung zu versetzen. Schon Hero von Alexandria gab um das Jahr 120 vor Christus die anschauliche Beschreibung einer Dampfmaschine, der „Aeolipile“, die in der Grundidee nichts anderes ist, als das allermodernste Fortbewegungsmittel für Schiffe, nämlich eine regelrechte Dampfmaschine, bei der eine mit hakenförmigen Robransähen versehene Hohlkugel durch aus den Röhren ausströmenden Dampf in schnelle Umdrehung versetzt wurde. Heros „Aeolipile“ blieb aber ein Spielzeug, wie der nach ihm benannte Heronsball, und den Gedanken, das Schaufelrad eines Schiffes mit ihr in Verbindung zu bringen, scheint nicht einmal der gelehrte Alexandriner selbst gefaßt zu haben.

Aberhalb Jahrtausende lang scheint der Gedanke an Dampfschiffe ununterbrochen geschlafen zu haben, und erst im Jahre 1543 hat der spanische Schiffskapitän Blasco de Garay zu ihrem Bau angeregt, ohne daß wir auch nur das geringste darüber wissen, wie er sich die Ausführung dachte. Versuche sind damals anscheinend nicht angestellt worden, aber schon im Jahre 1618 wurden in England Patente für die Fortbewegung von Schiffen durch mechanische Kraft verliehen, und fast gleichzeitig (1619) vollzogen sich ein weiterer Ausbau der Heronischen Idee, indem Giovanni Branca eine Dampfmaschine baut, bei der der ausströmende Dampf auf ein Flügelrad wirkt. Praktische Ausführungen haben auch damals anscheinend nicht stattgefunden, und so beginnt die eigentliche Geschichte des Dampfschiffes erst mit dem Jahre 1681, in dem Denis

Papin, damals in London, die ersten genaueren Vorschläge über den Bau von Dampfschiffen macht.

Papin, der im Jahre 1647 zu Blois in Frankreich geboren wurde, war, wie ihm die Nachwelt zuerkennen muß, ein Genie von seltener und hervorragender Art. Nachdem er anfänglich Medizin studiert, praktizierte er in Paris als Arzt, beschäftigte sich aber bald unter Anleitung des berühmten Holländers Huggens mit Mathematik und Physik und ging 1675 nach London, wo er mit den hervorragendsten Gelehrten seines Faches, besonders mit Robert Boyle in enge Verbindung trat und die Erfindung des nach ihm benannten Dampfstocktopfes veröffentlichte, mit dem er sich bei unseren Hausfrauen, von denen wohl kaum die tausendste seinen Namen kennt, ein Denkmal gesetzt hat. Nach einer an Enttäuschungen reichen Reise nach Venedig und neuerlichem Aufenthalt in England trat er 1687 in den Dienst des Landgrafen Karl von Hessen, der ihn als Professor der Mathematik und Naturwissenschaften an die Universität Marburg berufen hatte. Er las dort über die hervorragendsten Dinge, über Festungsbaukunst, über das Schießen mit sprengstoffgefüllten Hohlkugeln, über Geographie, Schiffsfahrtskunde, Längenbestimmungen auf dem Meere und Geodäsie, vervollkommnete als guter Optiker Fernrohre und Mikroskope, konstruierte Saugpumpen und Ventilatoren und gelangte 1690 zur Erfindung einer Dampfmaschine, bei der der Zylinder durch Dampf gehoben wird, um nach Verdichten des Dampfes durch eingespritztes kaltes Wasser wieder herabzusinken. In seiner Erfindungsschrift „Eine neue Art, sehr wirksame bewegende Kräfte für einen geringen Preis herzustellen“, gibt er auch schon wertvolle Fingerzeige, wie man das Schaufelrad eines Schiffes durch entsprechend angeordnete Dampfzylinder in drehende Bewegung versetzen kann, und seine Maschine weist auch bereits — ein Beweis für ihre hohe technische Vollendung — einseitig sich öffnende Ventile und ein Sicherheitsventil auf.

Erst 16 Jahre später konnte er seinem Fürsten ein die Brauchbarkeit beweisendes Modell vorlegen, und am 24. September sah die Fulda das Schauspiel des auf ihrem Rücken zu Tal fahrenden Dampfers. Papin trug sich damals mit dem kühnen Gedanken, die Fahrt auf der Weser weiter hinauf bis nach Bremen und von dort über die Nordsee bis nach England fortzusetzen. In Münden verweigerte ihm jedoch die Polizei der großen deutschen Kleinfinderstube die Weiterfahrt. Man stockte sogar die Witzkunst der brotneidischen Weserschiffer an, die, als Papin mit Gewalt weiter zu fahren versuchte, sein Fahrzeug kurz und klein schlugen.

Fast bis auf den Tag genau hundert Jahre später ein anderes Bild, Fultons Schiff auf dem Hudson bei New York, das damals erst 65 000 Einwohner zählte — ein Einakter, der mit dem Fischen und Pfeifen der Blöden und Gedankenlosen beginnt, um in nicht endenwollendes Triumphgeschrei auszuklingen!

Seit Papins erster Dampfschiffahrt kamen die Bestrebungen nach einer glatteren Lösung des Problems nie mehr gänzlich zum Stillstand. Im Jahre 1736 nahm Jonathan Hull ein Patent auf eine atmosphärische Schiffsdampfmaschine, 1775 baute Pavier in Frankreich ein Dampfschiff, mit dem es ihm jedoch nicht gelang, gegen die Strömung zu fahren. Das gleiche gilt von einem von Auziron konstruierten Schiffe, von einem 1787 von Fitz in Amerika erbauten Dampfer und von dem Schiffe von Ramsch in Philadelphia, das die Reaktionskraft des aus Röhren ausgestoßenen Wassers, also den Rückstoß, als treibende Kraft benutzte. Eine recht glückliche Lösung fand 1788 Patric Miller, dem es, obwohl sein Schiff sich auf dem Delaware nur bewährte, doch nicht gelang, die Dampfschiffahrt auf den großen amerikanischen Strömen einzuführen. Auch die von einer Dampfmaschine bewegte Schraube tritt schon damals als Fortbewegungsmittel auf, aber erst Fulton war der Glückliche, dem es vergönnt war, sich den Ruhmestitel des Begründers der Dampfschiffahrt zu erwerben. Im Jahre 1793 hatte der damalige 23jährige Pennsylvanier Pinsel und Palette beiseite geworfen, um Schiffingenieur zu werden und sich zunächst rastlos mit der schon damals aktuellen Konstruktion von Torpedos und Torpedobooten zu befassen. Von Livingston, dem amerikanischen Gesandten in Paris, unterstützt, warf er sich auf das Dampfschiffahrtsproblem, das im Jahre 1802 um ein Bedeutendes durch den von Shymington erbauten Heckdampfer gefördert worden war, der imstande war, auf dem Forter-Elbdefanal zwei Anhängeschiffe mit einer stündlichen Geschwindigkeit von dreieinhalb englischen Meilen zu schleppen. Im Winter 1802 zu 1803 hatte er sein erstes Dampfschiff vollendet, das bei der Probefahrt auf der Seine unterging, weil der Schiffsrumpf für die schwere Maschine zu leicht gebaut war.

Nachdem die Maschine gehoben und ein neues, stärkeres Boot erbaut war, fand am 8. August 1803 eine neue Probefahrt auf der Seine statt, die die völlige Brauchbarkeit des Schiffes außer Frage stellte. Der erste Napoleon, damals noch erster Konsul der Republik, schrieb damals auf den Vorschlag, Kriegsdampfer zur Niederwerfung der Engländer zu bauen, an den Minister de Champagne, man habe ihn viel zu spät auf das Projekt aufmerksam gemacht, das imstande sei, das Ansehen der Welt zu verändern. Er ernannte eine Prüfungskommission, die längstens innerhalb acht Tagen Bericht erstatten sollte. Wie es bei Staatsbehörden so oft der Fall ist, wurde aber aus der Prüfungsbehörde eine Beredigungskommission. Fulton verlor endlich die Geduld und ging nach Amerika zurück, um dort in der Ueberzeugung, daß nur die Anwendung starker mechanischer Kräfte den Sieg des Dampf-

schiffes über Segler und Ruderboote sichern könne, mit dem Bau einer neuen Schiffsmaschine zu beginnen, die die den Zeitgenossen ertäulich groß erscheinende Stärke von 18 — sage 18 Pferdekraften entwidelte.

Mit dieser in die „Claremont“ eingebauten Maschine unternahm er am 7. Oktober 1807 die epochenmachende Probefahrt. Tausende hatten sich am Ufer versammelt, um in gellenden Spott auszubrechen, als das Schiff gleich anfangs infolge eines vorübergehenden Verzagens der Maschine nicht von der Stelle rückte. Als dann aber Leben in den Rumpf kam und die „Claremont“ gegen Albang davondampfte, verwandelte sich das Hohngelächter der Menge in tosenden Beifall. Am nächsten Tage wurde der regelmäßige Verkehr eröffnet, und bald darauf mit dem Bau von drei anderen Schiffen begonnen. Bis zum Jahre 1812 wurden in Amerika 50 weitere Schiffe gebaut, und im Jahre 1814 erhielt der Erfinder vom Kongress den Auftrag zum Bau des ersten Kriegsdampfers.

Fulton's Schicksale haben sich trotz dieses glänzenden Triumphes nicht zum guten gewendet. Er starb 1815 mit Hinterlassung einer Schuldenlast von 120 000 Dollar, arm wie jener halbbergesene Oesterreicher Kessel, dem die Welt die Erfindung der Schiffschraube in ihrer heutigen Gestalt verdankt, und dem die Niederträchtigkeit seiner heimlichen Bureaukratie von Metternich's Geist nach einem unbedeutenden Unfall seines Versuchsschiffes bei Tries durch blödsinnige Verbote den Weg zum Glück und zur Berühmtheit abschneidete.

Die österreichische Behörde begründete damals ihren Stumpf-sinnstus mit folgenden geistreichen Worten: „Von den drei Bestandteilen, dem Schiffskörper, der Schraube und der Dampfmaschine ist die Dampfmaschine zerbrochen und die Schraube unversehrt geblieben, also ist die Schraube zum Betrieb der Dampf-schiffahrt nicht tauglich.“ Die Gewalt der Tathaten ist über jene F. I. Hofratsweisheit seit zwei Menschenaltern zur Tagesordnung übergegangen, und Doppel- und Dreifachschrauben verleihen, von Maschinen mit 25 000 und mehr Pferdekraften angetrieben, den besten Schnelldampfern Geschwindigkeiten bis zu 25 Seemeilen (46,3 Kilometer) und darüber in der Stunde, die bei Torpedoboote und Torpedogeschützen sich bis auf fast 60 Kilometer erhöhen.

Zurzeit, wo man die Jahrhunderttage und Zweihundert-tage der Fulton'schen und Papin'schen Erfindungen feiert, ist aber die Dampf-schiffahrt schon wieder in eine neue verheißungsvolle Aera getreten. An Stelle der Dampfmaschine, die in der Gestalt der Compoundmaschine mit dreifacher Expansion einen hohen Grad der Vollendung erreicht hat, tritt die Dampfturbine, die sich gerade zum Antrieb von Schiffschrauben besonders gut eignet. Der alte Alexandriner schwebt als geistiger Urahn über dieser Maschine. Was aber ist aus seiner „Aeolipile“ geworden! Die ersten Dampfturbinen, die 1889 auf der Pariser Weltausstellung gezeigt wurden, machten 30 000 Umdrehungen in einer Minute und waren, abgesehen von den Schwierigkeiten der Argonlagerung und der gefährlichen Beanspruchung des Materials selbst, mit einer schnelllaufenden Schraubenwelle schwer zu verkuppeln. Heute sind diese Schwierigkeiten längst beseitigt und die Dampfturbine tritt mit dem größten Erfolg in den Wettbewerb mit der Kolbendampfmaschine, weil sie weniger Raum und Dampf beansprucht als diese und eine weitere Steigerung der bisher erreichten Geschwindigkeiten zuläßt. Auch in der deutschen Kriegs- und Handelsmarine hat die Dampfturbine längst ihren Einzug gehalten. Es ist aber nicht unmöglich, daß auch sie in absehbarer Zeit noch einer anderen Neuerung in gewissen Fällen den Platz räumen wird. Maschinen, die durch Explosion leicht vergasender Stoffe wie Benzin wirken, sind es, die dem Automobil zu seinem Siegeszug und zu märchenhaften Geschwindigkeiten bis zu 190 Kilometer verholfen haben. Man trägt sich deshalb zurzeit mit dem Gedanken, riesenhafte Explosionsmaschinen in den Dienst der Schiffahrt zu stellen. Bis zur Höhe von 500 Pferdekraften hat man ihre Leistungsfähigkeit schon ge-triebt. Gelingt, es diese noch bedeutend zu erhöhen, so wird unzweifelhaft der Explosionsmotor auf jenen Kriegsschiffen zur Anwendung kommen, von denen man die höchsten Geschwindigkeiten verlangt, und der Gedanke, innerhalb drei Tagen nach Amerika zu gelangen, wird dann nicht mehr als eine der Verwirklichung unfähige Phantasie zu betrachten sein.

Kleines feuilleton.

Der Byzantinismus im Lehrplan. Wir lesen im „Lürmer“ (Herausgeber F. G. Fehr. v. Grotthuß), der soeben seinen 10. Jahrgang beginnt: „... Man braucht nicht allzu viel am Lehrplan zu ändern und könnte sich die Sache weitentlich erleichtern, wenn man in unseren Schulen den Byzantinismus einfach als Lehrgegenstand, als besondere Disziplin einführt und ihm ein für allemal eine bestimmte Anzahl Unterrichtsstunden in der Woche einräumt. Zwar ließe sich ein Bedürfnis dafür schwer nachweisen, da ja bekanntlich der Deutsche zum Byzantinismus glücklicherweise nicht erst ergogen zu werden braucht, diese köstliche Gabe vielmehr schon mit der Geburt empfängt. Auch fehlt es ihm in seiner näheren und ferneren Umgebung keineswegs an leuchtenden Vorbildern, an denen er sein schönes Talent befruchten und zu reicher Blüte entfalten kann.

Welche glänzenden Erfolge allein durch hervorragende Veranlagung dazu und selbständige unermüdete Weiterbildung erreicht werden, davon gibt ja die große Zahl berühmter Autodidakter des Byzantinismus bezeugendes, ja herrliches Zeugnis. Da nun aber doch einmal von Staatswegen darin unterrichtet wird, so hätte das vorgeschlagene Verfahren jedenfalls die schätzenswerten Vorzüge größerer Einfachheit und Konzentration. Vielleicht wird namentlich die letzte bei dem gegenwärtig herrschenden System doch nicht in dem wünschenswerten Maße erreicht, während es doch andererseits auf der Hand liegt, daß gerade dieser Lehrgegenstand besondere Sammlung und Andacht des Gemütes erheischt. Zu erwägen wäre, ob er nicht vielleicht mit dem Religionsunterricht zu einer Paarung religiösen und byzantinischen Geistes verschmolzen werden oder noch besser ihn ganz ersetzen sollte. Da ja die wesentlichen praktischen Aufgaben des biblischen Unterrichts schon in denen des Byzantinismus enthalten sind, so ist nicht ersichtlich, warum zu einer solchen verheißenden Reform nicht geschritten werden soll. Historische Vorkenntnisse, Gründe der Pietät dürfen nicht maßgebend sein, wo es sich um eine realpolitische Aufgabe handelt, deren patriotische Erfüllung eine nationale Forderung des Tages ist.“

Habe ich, so fragt der Tagebuchschreiber, diesen Artikel in einem deutschen Blatte gelesen? Oder — nur geträumt? Ich weiß es wirklich nicht. Es ist eins so gut möglich wie das andere . . .

Theater.

Lesing-Theater. „Der Hund der Jugend“, Lustspiel in fünf Akten von Henrik Ibsen. Das Interessanteste an dem Lustspiel, das Drama nunmehr in seinen großen Ibsen-Zyklus aufgenommen, ist der Name des Verfassers, ist das Licht, das dieses Werk — mit der „Komödie der Liebe“ zusammen das erste, in dem der Dichter seinen Stoff der Gegenwart entnahm — auf die Entwicklung Ibsens wirft. In der Technik erscheint er hier noch durchaus abhängig von französischen Mustern. Sich kreuzende Intrigen bilden den Hebel der Handlung, das Streben, durch eine Jagd von Ueberraschungen Spannung und Lachen zu erzeugen, drängt die Milderkeit auf Wahrscheinlichkeit und Motivierung weit zurück. Auch die Charakteristik der Hauptfigur, des politischen Strebers Stensgard, hat mehr den Stil epigrammatisch scharf gezeichneten Satire, als den einer das komplizierte Gefüge des Psychologischen mit all seinen Nuancen und Ueberrängen nachschaffenden Studie. So amüsanter das Bild dieses den Gefinnungshelden postirenden Schönredners, dieses Meisters in der Kunst des Selbstbetruges in manchen Szenen erscheint, stellt sich doch eine eigentliche Illusion nicht ein. Die Ingedrungen des Charakters sind mit sicherem Blick erfasst, jedoch die Wahrverhältnisse, in denen der Dichter sie mischt, rufen den Widerspruch hervor. Offenbar wollte Ibsen mit seinem Stensgard einen Typus gefinnungslosen Demagogentums treffen, aber er belastet seinen Streber mit einer solchen Ueberfracht naivster Urteilslosigkeit, daß man nicht begreift, wie ein so kinderleicht Düpiert im öffentlichen Leben je soll Karriere machen und gefährlich werden können. Auch bestrebt es, daß Ibsen, der spätere Verfechter der Frauenemanzipation und der Gegner jedes Autoritätskultus, in diesem Stück, in welchem er das Noramodis schon im Umriß in einer kurzen Szene andeutet, bei der Gegenüberstellung der streitenden Parteien den konservativen Grundbesitz, durch die Person des alten Kammerherrn repräsentiert, relativ so günstig abschneiden läßt. Bei seinem Erscheinen wurde das Lustspiel von den norwegischen Liberalen geradezu als ein gegen sie gerichtetes Pamphlet, die Figur des Stensgard als Verhöhnung der freisinnigen Führer und Redner aufgefaßt; die ersten Aufführungen in Kristiania Herbst 1869 gaben zu lauten Gegendemonstrationen im Theater Anlaß.

Die Brahmsche Vorstellung hatte den einen Fehler, daß Herr Pagay, der vor Jahren im Lesing-Theater unter Neumann-Hofers Direktion — auch bei einer Volkshühnenvorstellung — den alten Daniel Hejre gab, diesmal nicht mitkommen konnte. Herr Meinhardt spielte die Rolle nicht übel, er gab etwa den Eindruck, den sie beim Lesen macht, wieder. Pagay aber hatte verborgene Goldminen des Humors darin entdeckt, er brachte einen der drollig-wunderlichsten Sonderlinge, die je über die Bretter gegangen, heraus. Dieser Vorsprung an Komik, wenn es sich auch nur um eine kleine Rolle handelte, war bei aller Trefflichkeit der sonstigen Besetzung kaum einzuholen. Unter den Nebenfiguren traten Emanuel Reicher als bauernslawer Domänenpächter, Marr in der Gestalt des ordinären agrarischen Parvenüs mit marant charakteristischen Porträts hervor. Wassermann traf ausgezeichnet die fade Eingebildetheit Stensgards, doch im ganzen war die Farbengebung dieses größten Ibsen-Darstellers hier vielleicht zu fein und zu diskret gewählt. Psychologisch überzeugen kann uns Stensgard doch nicht, so wäre ein Herausarbeiten der Figur mehr auf das Dramatisch-Komische möglicherweise dankbarer gewesen. Das Publikum folgte in animierter Stimmung und mit lautem Beifall.

Musik.

Könnten wir uns mit einem einzigen Nud um vierhundert Jahre zurückversetzen, so würde uns wahrscheinlich ganz besonders der Reichtum an Liedgesang auffallen. Die Straßen und die trauten Heime tönten wieder von italienischen „Canzonnen“ oder französischen „Chansons“ oder spanischen „Cassenhauern“. So mochte man all das nennen, was überhaupt an einzelnen Liedern — ursprünglich Tanzliedern — gesungen wurde. Dabei gab es aber

nicht wenig Verschiedenheiten der feineren oder gröberen Mache, vom eigentlichen Kunstlied, dem mehrstimmigen „Madrigal“ an zu der etwas bequemeren „Frottola“ und von da bis hinab zu den einfachsten Volksliedern. Das war in Italien die „Villanella“, in Frankreich die „Vaudeville“; beide in ihrem Namen auf die Stadt oder auf die Straße hinweisend; mustergebend auch für deutsche Komponisten. So ging es lange Zeiten hindurch. Als dann das moderne Theaterstück sich entfaltete, fanden derlei Vieber mit ihrem meist etwas satirischen Refrain Eingang in leichte Theaterstücke. Und daher erhielten auch solche Stücke selbst den Namen „Vaudeville“, entsprechend dem deutschen „Singspiel“. Das sind also keine aus dem Geiste der Russen geborenen Werke, sondern ausgesprochene Schauspiele, nur eben mit musikalischer Einlage oder Auflage, und zwar gerade einer solchen, die dem Publikum durch Anspielungen mannigfacher Art entgegenkam. Der einfachste Rest solcher Einlagen ist schließlich unser „Couplet“.

Auf die Couplettspoße kommt vieles hinaus, das sich gern unter einem feineren Namen geben möchte. Dies gilt auch von dem „Vaudeville“, das unter dem Titel „Unsere blaue Jungens“ am Sonnabend im Zentral-Theater zum ersten Male aufgeführt worden ist. Wiederum bedarf der Inhalt des Stückes keiner langen Wiedererzählung. Ein lebenslustiger Onkel besucht Kesse und Nichte; da aber der Kesse nicht die vom Onkel gewünschte Laufbahn der Marine eingeschlagen hat, so verleiht sich die Nichte als seemännischer Kesse und führt die Verwickelungen solange durch, bis endlich in bekannter Weise die gesamte Sippe sich auf der Bühne zusammenfindet und das Schlußlied singt.

Zimmer wieder müssen wir bedauern, daß die im ganzen tüchtigen und tüchtig zusammengehaltenen Kräfte des Zentral-Theaters zu nichts Besserem verwendet werden. „Wir sind keine Puder, wir sind keine Prasser, In Kampf und Liebe sind wir famos, Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser“ — in dieser Singsangsweise hält sich ungefähr die ganze Flottenvorlage. Indessen gab es auch gar nicht undankbare Gesangspartien; und wollten wir die einzelnen Leistungen in Sang und Spiel kritisch abwägen, so würden wir nicht sobald zu Ende kommen. Kurz: im ganzen gut!

Gefangsaufgaben zu stellen, ist Sache eines Komponisten, der über das Unterste hinaus sein muß. Heinrich Schumacher hat hier, wie angedeutet, einen recht niedrigen Dienst leisten müssen; und an ältesten Sentimentalitäten u. dergl. fehlt es nicht. Doch Spuren von einer Idealisierung des Couplets, von stimmungsvoller Verwendung der Klangfarben u. dergl. finden sich immerhin. Der verstorbene alte Hellmesberger in Wien würde allerdings auch hier einen Biß losgelassen haben, wie etwa den über Ignaz Brüll, der für ihn ein „nationales Talent“ (ein „Kazi ohn alles Talent“) war. Möge diese Erinnerung uns nicht in den Verdacht bringen, daß wir den am 17. September verstorbenen Komponisten Ignaz Brüll (geb. 7. November 1848) einzig von dieser Seite nehmen! Er hat Vielen eine Freude besserer Art gemacht. Neben seiner Bedeutung als Komponist leichterer Opern darf auch der Bedeutung nicht vergessen werden, die er als Komponist, Lehrer und Spieler des Klaviers hatte. Wie oft bekommen wir Kritiker den Vorwurf, daß wir uns in einer grundsätzlich ganz verfehlten Weise nur immer an das Berühmteste oder Bedeutendste halten! Das sollen und wollen wir allerdings nicht. Doch der Raum ist kurz wie die Geduld eines beschäftigten Lesers; und so scheiden wir denn von den beiden hier erwähnten Komponisten mit dem Wunsche: „Wald wieder mal!“

Astronomisches.

Mars und kein Ende. Einen kräftigen Protest, der den Beifall vieler Fachgenossen finden wird, legt Professor Strahl aus Hof in der „Zentralzeitung für Optik“ gegen den Unfug ein, der jetzt mit dem Planeten Mars getrieben wird. Die Nachrichten namentlich, die über die Beobachtungen des amerikanischen Astronomen Lowell und über ihre Tragweite in alle Welt hinausgetragen werden, sind sehr dazu geeignet, Verwirrung in den Köpfen der Laien anzurichten. Es handelt sich immer wieder um die Frage der Marskanäle und ihrer Deutung als künstliche Anlagen vernunftbegabter Marsbewohner. Hier stehen, wie schon oft genug betont worden ist, zwei Gruppen von Astronomen einander scharf gegenüber, deren eine das Vorhandensein der Marskanäle überhaupt leugnet. Die andere Partei, an ihrer Spitze Percival Lowell, glaubt einen entscheidenden Trumpf mit der Tatsache auszuspielen, daß sogar die photographische Aufnahme der Marskanäle gelungen ist, und gegen die Beweisraft dieser Tatsache richtet sich gerade die Kritik von Professor Strahl, von der wir im Interesse der endlichen Aufklärung einige Sätze wiedergeben wollen: „Es ist recht naiv zu glauben, weil es die photographische Platte zeigt, sei es richtig. Ebenso wie es streng bewiesen ist, daß bei der mikroskopischen Photographie der Diatomeen optische Täuschungen notwendig geworden sind, ist das gleiche bezüglich des Mars mathematisch-physikalisch streng bewiesen. Der Mars hat kein Reservatrecht und kann keine Ausnahme machen, er muß sich den allgemein gültigen Abbildungsgesetzen fügen. Niemand fällt es ein zu leugnen, daß dem auf dem Mars gesehenen und photographierten Detail einfache und doppelte Kanäle, Inseln und Seen mit doppelten Umrissen zugrunde liegen können; hingegen leugnen wir Bewegungstheoretiker, daß diese wunderbaren Gebilde zugrunde liegen müssen, d. h. daß das wahre Detail unter allen Umständen so sei, wie man es sieht und photographiert. Es ist bedauerlich und rächt sich bitter, daß so

viele, die sich mit Astronomie beschäftigen, es verschmähen, Bewegungstheoretische Optik gründlich zu studieren.

Aus dem Pflanzenleben.

Pflanzenbewegungen. Es ist noch nicht lange her, seit die Kinder in der Schule, und zwar in allen Schulen, den Unterschied der drei Naturreiche folgendermaßen zu lernen bekamen: die Steine wachsen, die Pflanzen wachsen und leben, die Tiere wachsen, leben und bewegen sich. Goffentlich gibt es heute keinen Lehrer mehr, der seinen Schülern diesen Satz aufsticht, denn nach der heutigen Naturwissenschaft läßt sich etwas Verkehrteres eigentlich kaum denken. Jeder wird man heute den Steinen und zum wenigsten den Kristallen eine Form des Lebens absprechen, noch wird man gar eine Bewegungsfähigkeit der Pflanzen leugnen. Jene Art der Unterscheidung zwischen den drei Naturreichen, die übrigens auch noch durch Uebergänge miteinander verbunden sind, ist also gänzlich veraltet. Daß die Pflanzen Eigenbewegungen ausführen, ist durch das Studium der sogenannten Sensitiven, deren bekanntester Vertreter die Mimose ist, unwiderleglich bewiesen, und noch deutlicher und merkwürdiger wird diese Erscheinung bei den fleischfressenden Pflanzen. Es gibt aber noch eine große Gruppe von Gewächsen, an denen sich der Mensch bei einiger Geduld aufs einfachste von dem Vorhandensein einer eigenwilligen Bewegung überzeugen kann, das sind sämtliche Rankenpflanzen. Wenn in Epheu oder ein wilder Wein oder eine Winde usw. sich um einen Pfahl in die Höhe rankt, so wird das lediglich als eine Folge des Wachstums betrachtet, aber wachsen ist selbstverständlich auch Bewegung. Außerdem kann aber die Eigenart der Kletterpflanzen noch besser veranschaulicht werden. Wenn jemand sich die Zeit dazu nimmt, lange genug seine Hand in die Nähe der Triebe einer solchen Pflanze zu halten, so kann er beobachten, daß sich die Enden der Ranken nach der Hand hin richten; er kann es sogar erreichen, daß sie seinen Finger als Spalier benutzen. Wahrscheinlich sind diese Ranken ein Siß höherer Empfindlichkeit, wie man ja überhaupt längst von einem Geistesleben der Pflanzen gesprochen hat. Es ist nämlich anzunehmen, daß die Klettergewächse mit ihren Ranken jeden Gegenstand, mit dem sie in Verührung kommen, erst betasten und daraufhin prüfen, ob er ihnen als weiterer Halt dienen kann.

Humoristisches.

— Existenzfragen. „So, nun bin ich bankrott. Soll ich nun die angebotene Stelle als Hausvater im christlichen Jungfrauenstift annehmen? Oder soll ich ein Wordell aufmachen? Oder Polizeigent werden?“ — „Aber mein Lieber, das läßt sich doch alles ganz gut vereinigen.“

— Ein Korpsstudent, dessen Mutter einer norddeutschen adeligen Familie angehört, hat zu seinem Leibwesen einen bürgerlichen, stark schwäbisch klingenden Namen. Kürzlich dachte er wieder einmal darüber nach und brach dann in die Klage aus: „Oh, hm! Wenn ich mir das so überlege! Mein alter Herr hat eigentlich die ganze Familie vermocht!“

Notizen.

— Dem Taktstod erhalten bleibt der Wiener Hofoperndirektor Mahler, der seine Wirksamkeit angeblich aufgeben wollte, weil ihm die Operndirigiererei nicht behage. Nun hat ihn der New Yorker Direktor Conried auf vier Jahre für je vier Monate engagiert. Ob das Dirigieren in New York eine bessere oder höhere künstlerische Tätigkeit als in Wien bedeutet?

— Ernest Blum, ein bekannter französischer Schwanndichter und Causeur (witziger Plauderer), ist 71jährig in Paris gestorben. Seine lustigen und zuweilen an Einfällen reichen Stücke, die ins Genre der für eine Saison geschriebenen Unterhaltungen gehören, sind in Deutschland weniger bekannt geworden. Mehr wurden des Vaudevilleichters, der meist in Kompagnonschaft arbeitete, Theaterplaudereien in seinem Journal eines Vaudevillisten beachtet. Blum war ein Typus der auch in der Literatur eingerissenen weitgehenden Spezialisierung.

— Die Internationale Tuberkulosekonferenz in Wien nahm eine Resolution über die Notwendigkeit der Anzeigepflicht bei Todesfällen und beim Wohnungswechsel, sowie die Einführung eines kombinierten Schemas von Aurbau-Gerhardt in der Krankheitsstatistik an.

— Ein Preis für Lichtstudien. Vor fast 50 Jahren hat ein wohlhabender Mann in Boston dem dortigen Franklin-Institut tausend Dollar übergeben, die als Belohnung für den experimentellen Nachweis dienen sollten, daß das Licht und andere Strahlen sich mit gleicher Geschwindigkeit fortpflanzen. Das Journal des genannten Instituts teilt nun mit, daß dieser Preis nun endlich zur Verleihung gekommen ist und zwar an Dr. Hehl. Dieser Forscher hat an Photographien des veränderlichen Sterns Algol in blauen und ultraviolettem Licht gezeigt, daß die Geschwindigkeit dieser beiden Strahlungen so nahezu gleich ist, daß der Unterschied in der Dauer ihrer Fortpflanzung zwischen dem viele Millionen Meilen entfernten Stern und der Erde noch nicht einen viertel-millionsten Teil des ganzen ausmachen kann.